

A scenic landscape photograph of a pond with a fountain, a large house, and trees. The fountain is on the left, spraying water upwards. The house is in the background, and there are trees and reeds in the foreground.

Christoph Gerhard

Bures-sur-Yvette
Tagebücher



Cuvillier Verlag Göttingen

Christoph Gerhard

Bures-sur-Yvette
Tagebücher

Cuvillier Verlag Göttingen

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

1. Aufl. - Göttingen : Cuvillier, 2007

978-3-86727-250-6

© CUVILLIER VERLAG, Göttingen 2007

Nonnenstieg 8, 37075 Göttingen

Telefon: 0551-54724-0

Telefax: 0551-54724-21

www.cuvillier.de

Alle Rechte vorbehalten. Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, das Buch oder Teile daraus auf fotomechanischem Weg (Fotokopie, Mikrokopie) zu vervielfältigen.

1. Auflage, 2007

Gedruckt auf säurefreiem Papier

978-3-86727-250-6

„Was kann einer der Menschheit sagen?
Was muss einer der Menschheit sagen?“

Antoine de Saint-Exupéry

Vorwort

Die in diesem Buch enthaltenen Gedichte und Prosastücke entstanden während meines sechsmonatigen Auslandsaufenthaltes im malerischen Bures-sur-Yvette südwestlich von Paris. Sie spiegeln die dort gewonnenen Eindrücke und Erfahrungen sowie die Gedanken und Gefühle dieser Zeit wider. Und ein wenig sollen sie auch dazu beitragen, das in Deutschland leider noch teilweise vorherrschende Bild der Nachbarn im Westen zu berichtigen. Die Bures-sur-Yvetter Tagebücher sind der Spiegel einer Zeit, in welcher ich von Freunden wie ein Freund empfangen und behandelt wurde. Aber zuvor musste ich irgendwie dort hinkommen...

Es war an einem kalten Tag im Februar. Bereits seit acht Stunden saß ich im Auto auf dem Weg nach Paris, nur um diese weltberühmte Millionenstadt zu durchqueren. Ziel war ein kleines Städtchen im Süden von Paris mit dem beschaulichen Namen Orsay. Dieses Städtchen sollte für die nächsten sechs Monate mein Zuhause sein, ein Zimmer war mir reserviert worden, die Route war klar und durchaus verfolgbar, was also sollte schon schief gehen? Ernüchternd wirkte bei diesen Überlegungen der den Zeitplan komplett über den Haufen werfende Stau bei meiner Ankunft in Paris. Zwei Stunden saß ich auf der A86 fest, als dieses Hindernis jedoch umschifft war, kam ich gelöst und voller Erwartung in Orsay an. Die erste persönliche Begegnung mit einem Franzosen verlief sehr zufriedenstellend. Nachdem im Pariser Wirrwarr der Abbiegespuren ein Motorradpolizist so freundlich war, die hinter mir nahenden Autos zu stoppen, als ich spontan von ganz rechts nach ganz links wechseln wollte und musste, wurde ich nach meiner Frage nach dem Weg in Orsay freundlichst von einem sehr zuvorkommenden und interessierten, jedoch nicht aufdringlich neugierigen Herren betreut. Die Tatsache, dass er mir den Weg in Unkenntnis des dortigen Stadtplanes dennoch nicht erklären konnte, da es sich nicht um einen Einheimischen handelte, schmälerte in keinsten Weise meine Sympathie für den jovialen Gallier. Nach wenigen

Blicken auf die Karte während ich zeitgleich durch Orsay fuhr, der Franzose würde sagen „en passant“, stand ich auf einmal vor der gesuchten Straße und fand abrupt auch das Domizil, welches mich beherbergen sollte. Dort angekommen wurde ich erst einmal für die Dauer einer Stunde vertröstet, bis ich die Formalitäten erledigen konnte. Nachdem man mir meine Zimmerschlüssel übergeben hatte, erklomm ich erwartungsvoll und gespannt die unzähligen Stufen in den vierten Stock und suchte nach der auf dem Schlüssel aufgeprägten Nummer an den recht schäbig angepinselten Türen. Das letzte (und wie sehr sich dieses Attribut bewahrheiten sollte, merkte ich kurz darauf) Zimmer am Ende des Ganges war die gesuchte Bleibe. Und nachdem ich die Tür aufgeschlossen hatte und einen Blick hinein warf, überkam mich ein Bibbern und Schütteln. Obwohl ich nie in einem ukrainischen Gefängnis saß fühlte ich mich doch schmerzlich an eine dortige Zelle erinnert. Von steten stoßartigen Widerwillenskrämpfen geplagt schleppte ich meine sich im Auto befindende Habe die erwähnten Stufen hinauf und fasste den Entschluss, noch am selben Tage auf Wohnungssuche zu gehen. Glücklicherweise war ich sieben Monate zuvor schon einmal zu Gast in der Region und residierte seinerzeit in Bures-sur-Yvette, diese nahe gelegene Ortschaft sollte also meine erste Anlaufstelle sein. Gesagt, getan, da stand ich nun vor der Dame der dortigen Hausverwaltung, die sich sogar noch an meinen Aufenthalt im Sommer erinnern konnte. Ihre Initiative und Hilfsbereitschaft ließ mich hoffen und nachdem sie mit ein wenig Mauschelei ein Zimmer für mich organisiert hatte, blieb nur noch zu hoffen, dass man in Orsay den dort geschlossenen Vertrag annullieren würde. Dies zu erfragen war aufgrund der sparsamen Öffnungszeiten jedoch nicht mehr möglich und so blieb mir keine andere Wahl, als die erste Nacht in dieser Zelle inmitten meiner unausgepackten Kartons und Taschen zu verbringen. Um mich so wenig Zeit wie möglich dort aufhalten zu müssen, setzte ich mich in meinen Wagen, lief ziellos durch die Straßen, durch Geschäfte und fuhr in der Umgebung herum. Aber dann kam der Moment, da ich schlafen musste und ich bettete mich zur Ruhe, auch wenn man es nicht so nennen kann. Die Melodie der direkt an mein Fenster angrenzenden

Schnellstraße ließ mich gepaart mit der klirrenden Kälte mehrmals des Nachts aufwachen, nur um jedes Mal festzustellen, dass die aus den Fünzigern zu stammen scheinende Matratze bis auf den Fußboden durchhing.

Nach dieser keineswegs erholsamen Nacht, die Fahrt und den Schock noch in den Knochen, ging ich also zur Verwaltung um mitzuteilen, dass ich dieses Wohnheim gerne verlassen würde. Bangend, ob man mir diese Bitte wohl verwehren würde, vernahm ich panisch, dass man mir ein anderes Zimmer im Hause anbot. Nachdem ich jedoch entschieden abwehrte, konnte ich meine Sachen wieder in den Wagen packen und frohen Herzens von dannen ziehen. So kam ich also in Bures-sur-Yvette an. Ich erhielt meinen Schlüssel und erklomm nun wiederum gespannt die Stufen. Und als ich die Tür gefunden hatte und aufsperrte, wollte ich fast auf die Knie fallen und Gott für seine und die Existenz dieses Wohnheimes inklusive seiner hilfsbereiten und unkomplizierten Verwaltung danken. Ich stand in einem frisch renovierten Zimmer mit neuen Möbeln, ein großes Fenster ließ den Raum im warmen Licht der Mittagssonne erstrahlen und es roch nach Wärme und Behaglichkeit. Alles funktionierte und war vorhanden, die Kontrolle der Zimmer durch die Putzfrauen, die in den französischen Studentenwohnheimen für die Wohnungsübergabe bei Neuankömmlingen und Abreisenden zuständig sind, artete in ein angeregtes und mit Späßen gewürztes Langzeitgespräch aus. Freudestrahlend trug ich mein Gepäck in das Zimmer und richtete mich häuslich ein, mein Zimmernachbar stellte sich höflichst bei mir vor, endlich war ich „zu Haus“. Und in meinem sehr pittoresk eingerichteten Zimmer, das mich den gleichen Mietbetrag wie in Orsay kosten sollte, legte ich mich dann am späten Abend endlich und endgültig zur wohlverdienten Ruhe, und zwar auf einer einwandfreien Matratze und in warmem, kuscheligem Bettzeug, voller Erwartung, was der nächste Tag, mein erster Tag am Institut für theoretische und angewandte Optik bringen möge. Die Lektion, die ich dadurch gelernt habe, sollte sich fortan mit jedem Tag bewahrheiten: Hier ist man etwas weltoffener, kulanter, unverkrampfter, unkomplizierter und hilfsbereiter.

Chapitre 1

Aufbruch

Nach über dreieinhalb Jahren aus einer Wohnung auszuziehen ist nicht leicht, wenn man in eben dieser Wohnung so ziemlich die schönste Zeit seines Lebens verbracht hat. Aber der Blick sollte immer nach vorn gerichtet bleiben. Das fiel mir beim Ausräumen und Streichen meiner geheiligten zwei Hallen jedoch nicht so leicht, wie ich es mir teilweise wünschte. Die letzte Nacht in den leeren und frisch gestrichenen Zimmern verbrachte ich im Schlafsack. Es gab kein Abschiedsfest, keine Ausweihungsfeier, nur eine kleine, zweiköpfige Soiree. Ein guter Freund und ich saßen auf Klappstühlen in der kahlen Wohnung und schauten meiner Zukunft entgegen. Eine Zukunft, die doch so verheißungsvoll wie aufregend allzu bald über mich hereinbrechen sollte. Dass ich diesen Schritt nicht bereuen, sondern im Gegenteil als eine meiner klügsten Entscheidungen ansehen sollte, war mir noch lange nicht bewusst. Aber ich wagte bereits, es zu erahnen. Und so saßen wir dort, ließen die letzten Jahre Revue passieren und ich begann zu spüren, was für ein Glückspilz ich doch im Grunde genommen bin, wartete doch eine herrliche, wenn auch manchmal ein wenig einsame Zeit auf mich.

Umzugsstimmung

Ich sitz mittendrin im Zimmer.
Schlimm sah's hier ja immer aus.
Aber heute ist's noch schlimmer,
denn ich muss demnächst hier raus.

Eine Woche - das muss reichen,
um zu räumen und zu packen,
um zu putzen und zu streichen.
Nachmieter sitzt schon im Nacken.

Jetzt beim Packen scheint die Zeit,
da ich lebte hier und wohnte
unglaublich entfernt und weit.
Doch ich weiß, dass es sich lohnte.

Nun ist diese Zeit passé,
bald schon ziehe ich hier aus.
Und vorm Fenster fällt der Schnee.
Wehmütig schau ich hinaus.

Oft hab ich hinausgeseh'n,
grübelnd hier am Tisch verweilt.
Nächste Woche werd ich geh'n.
Tempus fugit. Zeit vereilt.

Studium beinahe rum

Ich fühle mich wie Doktor Faust,
vom Studieren ganz zerzaust
und ein wenig ausgebrannt.
Nun ist all das Lernen rum
und mein Geist ist ebendrum
an die Leere angerannt.
Um den Geist nun wach zu halten
widme ich mich meiner alten,
meiner ehrlichen Passion.
Und das Endprodukt ist schlicht.
Denn ein ganz kurzes Gedicht
ist des Geistetrainings Lohn.

Bangen

Was mag meiner dort wohl harren,
was mag alles dort gescheh'n?
Wird man auf den Deutschen starren,
ihn als alten Feind anseh'n?

Werd ich meinen Geist erweitern,
werde ich erfolgreich sein?
Werde ich nur kläglich scheitern,
bleiben Trümmer nur allein?

Ist es nicht doch zu vermessen,
diesen großen Schritt zu wagen?
Werde ich den Mut vergessen
und der Zuversicht entsagen?

Werde ich, wenn Zweifel bohren
dann trotz allem weitergeh'n?
Steh ich einsam und verloren?
Nun, das werde ich dann seh'n.

Abschiedsspaziergang

Nun geh ich ein letztes Mal
durch die altvertrauten Gassen,
wo den Geist nun schal und fahl
abgestand'ne Fetzen fassen.

Fetzen der Erinnerung
dringen schleichend mir ins Hirn,
gären fast wie fauler Dung
hinter meiner kahlen Stirn.

Ich stehe doch mittendrin,
doch ich bin schon nicht mehr hier.
Und ich weiß nicht, wo ich bin,
fremd scheint alles, trostlos mir.

Sie allein grüßt mich vertraut,
reglos lächelnd wie seit Jahren,
sie, des Geistes zarte Braut.
Ach, wie glücklich wir doch waren!

Nun lasse ich sie zurück
und der Hohn ruft überall:
Sie ist nur ein kaltes Stück
lebloß duldsames Metall.

Doch sie schaut mir hinterher,
scheint zu ahnen, dass ich weine.
Und wer aufgepasst hat, der
ahnt nun auch, wen ich hier meine.

Chapitre 2

Von Deutschen und Franzosen

Die Deutschen tragen alle Lederhosen, essen Sauerkraut mit Würstchen und Braten und vor allem Kartoffeln. Ihre gesamte Freizeit verbringen sie auf dem Oktoberfest. Aber ihre Freizeit ist beschränkt, denn sie hechten der Arbeit hinterher als bedeute sie das Seelenheil. Die deutschen Frauen erinnern allesamt an Wagners Opern und tragen blondes Haar in Einheitsfrisuren. Deutsche sind ernst, überordentlich und dickköpfig. (Das französische Schimpfwort für Deutsche während des Zweiten Weltkrieges lautete „boches“ und kommt von „tête de boche“, was im Soldatenjargon so viel wie „Dickköpfigkeit“ heißt.)

Die Franzosen hingegen sind faul, fahren wie die Wilden Auto und ernähren sich ausschließlich von Weißbrot, Käse, Schnecken, Fröschen und Rotwein. Ihr einziges Interesse ist die Fortpflanzung. Sie tragen alle Baskenmützen, Unterhemden, jenes obligatorische Baguette unter dem Arm und immer einen Zigarettenstummel im Mundwinkel. Die französischen Frauen tragen gewagte Kleiderfragmente und sind stetig darauf bedacht, mit ihrem Akzent ahnungslose Jünglinge zu umgarnen, eben oben erwähnten Zweckes wegen.

Stimmt das? Wir werden sehen.

Nun lebe ich im Frankenreich...

Nun lebe ich im Frankenreich
und das macht an Erfahrung reich,
denn es geht hier im Gehege
manches, vieles and're Wege.

Zu Beginn: Behördenkram.
Der macht ziemlich flügellahm.
Hat man das Prinzip kapiert
läuft es recht unkompliziert.

Bei der Sprache: Nur nicht zeigen,
dass man stockt. Anstatt zu schweigen
sollte man zum Täuschen, Trügen
ein gewohntes „Möööh“ einfügen.

Und die deutsche Illusion:
Weißbrot, Wein, Fremdenlegion
Baskenmütze und Gauloises
ist nichts weit'eres als nur Spaß!

Der Franzose ist nicht faul!
Und das Bild: „Fluppe im Maul“,
unterm Arm stets ein Baguette
ist nicht passend und nicht nett.

Sicher, man genießt das Sein.
Doch genießen nur allein
führt nicht zum bekannten Lohn
der französischen Nation.

Sind denn Frankreichs Philosophen,
Physiker, Genies beim Schwofen,
sind denn ihre Theorien
nur beim Faulenzen gedieh'n?

Antwort: Nein! Hier wird gedacht und geforscht, getan, vollbracht, doch hier reifen Technik, Wissen nicht so unglaublich verbissen.

Nein, man forscht hier recht leger und erreicht dann hinterher auch ein großes, fernes Ziel, recht gemütlich, doch agil.

Auch die Freizeit, sprich: loisir ist gesellschaftlicher hier, und beim Boules (beliebtes Spiel) diskutiert und spricht man viel.

Was die Fahrerei betrifft:
Wird ein Hindernis umschifft, welches sich zu parken traut, geht das, ohne dass sich's staut.

Man fährt etwas offensiver, ist dabei doch intensiver aufmerksam und konzentriert, dass kein Unfall hier passiert.

Man pocht nicht so auf sein Recht. Und das ist an sich nicht schlecht, denn am Ende läuft's drauf raus: Alles gleicht sich wieder aus.

Man hält sich die Türen auf, freut sich drüber, dankt dann drauf, lächelnd wird „Bonjour“ gesagt, seltener gemurrt, geklagt.

Doch man lässt sich nicht belügen
und von Machthabern betrügen,
man ist nicht phlegmatisch still,
zeigt, dass man die Freiheit will.

Kurz: Es ist das Frankenreich
ein wenig mehr an Freude reich
als der Nachbar dort im Osten,
wo die Parkplätze was kosten.

Hier regieren gar und ganz
Hilfsbereitschaft und Kulanz,
Fleiß, Gemächlichkeit und Stolz.
Hier ist man aus and'rem Holz.

Künstler-, Träumermetropole

Paris - Verlies und Paradies,
Künstler-, Träumermetropole.
Von den staub'gen Thronen stieß
hier der Wille die Idole,
die seit allzu vielen Jahren
unfehlbare Größen waren.

Doch nicht nur der Ruf der Zeit
nach der Gleichheit schlug den Streit,
nein, es schien ein neuer Geist
in alte Stuben eingereist.
Man war endlich aufgeklärt.
Darin liegt der wahre Wert.

Doch Paris erfuhr alsbald
diese Fratze der Gewalt,
die stets mit dem Neuen reift,
und verstoßen danach greift.
Doch es siegt über die Stille
Volkes Drang hier, Volkes Wille.

Deutsche und Franzosen

Bei den Deutschen sitzt man nur
auf der Sofagarnitur,
sieht den ganzen Abend fern.
Man trinkt Bier, isst Sauerkraut,
man ist strebsam und verdaut
Würstchen. Fußball hat man gern.
Man geht aufs Oktoberfest,
meidet Nachbarn wie die Pest
und ist andauernd verkrampft.
Freude spüren die Barbaren,
die fast alle Nazis waren
nur, wenn's Mittagessen dampft.

Die Franzosen doch hingegen
hassen es sich oft zu regen
und sind stinkend faule Recken.
Sie ernähren sich allein
von Baguette und rotem Wein,
überdies von toten Schnecken.
Alle tragen Baskenmützen,
um sich vor der Angst zu schützen,
dass der Himmel niederfällt.
Sie befriedigen die Triebe
in schier hemmungsloser Liebe,
sind ein wenig fremd entstellt.

Dieses denken manche noch.
Einen tiefen, großen Graben,
ein schier unendliches Loch,
scheint man noch im Kopf zu haben.
Diese alten Vorurteile!
Ich bin dieses Denkens leid!
Merkt, dass ihr seit einer Weile
alle Europäer seid!

Kirschen, Kirchen, Küchen...

Manche Unterschiede wären
derart einfach zu erklären,
sprächen alle Menschen gleich.
Und warum, das sieht man gleich:

Ein Bekannter aus Paris
fragte eines Tages dies:
Ob ich ihm denn dann und wann
die Vokabeln lehren kann.

Er möchte so gern erlernen,
wie die Dinger mit den Kernen,
die rot in der Sonne gleißen,
wie auf deutsch die Kirschen heißen.

Schnell war dieses abgetan.
Dann sah ich das Unheil nah'n,
denn es brach aus ihm heraus,
dies sei doch ein Gotteshaus!

Ich erkannte: Ziemlich nah
liegt das „c-h“ am „s-c-h“,
und dieses verwirrt in großen
Ausmaßen wohl die Franzosen.

Kaum hatt ich's ihm beigebracht
hat er schelmisch nur gelacht
und ganz unschuldig gefragt,
wie man „cuisines“ in Deutschland sagt.

Dieser Ort von Kochgerüchen
heißt im Deutschen einfach „Küchen“.
Und nach Küchen, Kirchen, Kirschen
fragte er nicht mehr nach Hirschen.

Bures-sur-Yvette am Abend

Still nun liegt die Stadt wie tot
nachdenklich im Abendrot,
nur des Mühlbachs leises Rauschen
lässt mich in die Stille lauschen.

Wie der Frieden hier pulsiert,
sich in Zärtlichkeit verliert,
wie die schlichte Einfachheit
um den großen Sinn hier freit!

Ab und zu nur klingt im schwachen
Windhauch frohes Kinderlachen,
das verhallend lieblich schwebt,
kurz die Ruhe nur belebt.

Langsam geh ich durch die Gassen,
kann den Frieden hier nicht fassen,
der sich lieblich offenbart,
meine Seele sanft bewahrt.

Ich kenn jede Seitenstrasse
dieser mir so lieben Stadt,
lief mir dort so manche Blase,
lief mir meine Füße platt.

Immer zog es mich an Orte,
wo ein Hauch Romantik weht,
wo man ohne jede Worte
vor der warmen Sanftmut steht.

Auf dem Weg um einzukaufen
wählte ich es, durch den Park
meines weiten Wegs zu laufen,
denn dort spürt man es ganz stark.

Da gibt's Ecken, die erscheinen
so unglaublich warm und alt,
wo ein Wispern, will ich meinen,
leise durch die Lüfte hallt.

Da, so scheint es, lebt ein Frankreich,
das es lang schon nicht mehr gibt,
das romantisch, engelsgleich
stille, alte Ruhe liebt.

Freundesabend

Eines schönen Abends saßen
wir in diesen Seitenstraßen
in Paris in einer Bar,
die so urig typisch war.

Leise sang dort Charles Trenet
von La France und von der See,
färbte so den Hintergrund
musikalisch warm und bunt.

Und wir tranken dort Bordeaux,
plapperten und waren froh,
aßen Weißbrot und verstanden,
dass uns manche Bänder banden.

Dort verging die schnelle Zeit
in lauschiger Gelassenheit.
Wir genossen einfach eben
unser viel zu kurzes Leben.

Gralersatz

Ja, ich hoffe, es wird endlich
diese Einsicht selbstverständlich,
dass den heil'gen Kelch, den Gral
uns der Teufel einstmals stahl.

Denn vom Gral wird doch gemeint,
dass die Menschen er vereint.
Doch wir scheinen trotz dem Saufen*
voreinander wegzulaufen.

Beinahe schon als Symbol
trennt uns doch der Alkohol.
Drüben trinkt man helles Bier,
Rotwein trinkt man stetig hier.

Würde man dies beides mischen,
um's den Völkern aufzutischen
würden Charlemagnes Erben
sich die Mägen ganz verderben.

Also wär's - so denk ich - klug,
einen tiefen, satten Zug
(aus 'nem Humpen, schlicht und blechern)
Wasser aus dem Rhein zu bechern.

*An dieser Stelle habe ich mir die schmäbliche schriftstellerische Freiheit herausgenommen, anstelle des von der Grammatik vorgeschriebenen Genitivs den Dativ zu wählen. Zum einen des Reimes wegen, zum anderen aus der Gewissheit heraus, dass provokante und progressive Orthographie heutzutage schon eine eigene und hochgelobte Form der Kunst darstellt.

Im Studentenwohnheim

Neun Quadratmeter sind hier
Heimat und Refugium mir.
Das klingt sparsam, wenig, schlicht,
doch es reicht und stört mich nicht.

Achtzig Leute sind's pro Flur,
vier Duschen, fünf Toiletten nur,
eine einz'ge Mikrowelle
für das Essen auf die Schnelle.

Und so ist es unausweichlich,
dass man oftmals sich und reichlich
hier im Wohnheim trifft, begegnet,
ganz besonders, wenn es regnet.

Manchmal hält mich steter Krach
ewig lange Nächte wach,
dann geht's mir tags - pardon - beschissen.
Doch ich möchte es nicht missen.

Denn an dieses Lebensstück
denk ich immer gern zurück,
an die Leute, die ich traf,
an den ausgeblieb'nen Schlaf.

Neun Quadratmeter sind's nur.
Achtzig Leute sind's pro Flur,
die in Zimmern sich verschanzen.
Und die sind doch Teil des Ganzen.

Ich hab mich richtig dran gewöhnt
dass jemand sich die Haare föhnt,
wenn ich in der Küche stehe
und wartend auf den Kochtopf sehe.

Federica, scheint es mir
ist den ganzen Abend hier,
kocht sich leck're Viktualien
ihres Heimatlands Italien.

Mathieu hingegen mach sich's leicht.
Mikrowellenpizza reicht
um ganz umstandslos auf Erden,
sagt er grinsend, satt zu werden.

Camille ist stets am strahlen, lächeln
und so manche Männer hecheln
ihr - so denk ich - hinterher.
Wundern würd's, wenn's nicht so wär.

Amadou ist einfach nur
allerliebste Frohnatur.
Ihm im Flur nachts zu begegnen
ist, als wolle Gott dich segnen.

Hört man dann die Töpfe klappern,
schrilles Lachen, lautes Plappern
weiß man, dass die Lebensfrist
noch lange nicht verstrichen ist.

Ja, es kann sich richtig lohnen
dieser Art zu leben, wohnen,
und so endet dieser Reim
auf's Studentenheim.

Kleiner Französisch-Sprachführer für Deutsche

Dieser kurze Abriss hier
diene jenem als Brevier,
der die Frankreichreise bucht
und dann nach den Worten sucht,
die er aus dem Deutschen kennt.
Wie man also Dinge nennt,
die die Deutschen ja so lieben
sei nun nachfolgend beschrieben:

Schnitzel heißen „escalopes“.
Zigaretten nennt man „clopes“,
Fritten heißen einfach „frites“
(Man spricht das „e-s“ nicht mit).
Um's der Zunge anzupassen:
Einfach das „e-s“ weglassen,
und französisch klingt es schon.
Weiter geht's. Nächste Lektion:

Wasser heißt in Frankreich „eau“
und das spricht man einfach so:
„oh“. Hingegen „oh gasöhs“
heißt: das Wasser ist nervös.
„eau gazeuse“, so schreibt man das.
Fazit: Dieses frische Nass,
es ist kohlenensäurehaltig.
Und das teilweise gewaltig.

Der Getränke nun noch mehr:
Bier. Das heißt in Frankreich „biää“,
„bière“ geschrieben. „vin“ heißt Wein,
doch steht „vin“ niemals allein.
„rouge“ und „blanc“ heißt rot und weiß.
„froid“ heißt kalt und „chaud“ heißt heiß.
Glühwein spricht man also so
auf französisch: „dü wäöh schoh“.

Soviel also nun zum Durst.
Jetzt geht's richtig um die Wurst,
Wurst heißt nämlich kurz „sohsies“
und „saucisse“ schreibt man dann dies.
Wenn sich wer zu fragen traut:
„Wie heißt denn dann Sauerkraut?“,
so: „choucroute“. Und es klingt gut
spricht man's etwa so: „schukruht“.

Erdäpfel (gleich: „pommes de terre“)
auszusprechen ist nicht schwer:
„pomm de terr“. Und „maïs“ heißt Mais
„mais“ gesprochen. „riz“ heißt Reis
und man spricht das einfach „rie“,
denn das Endzett hört man nie.
Linsen heißen schlicht „lentilles“,
das „e-s“ bleibt wieder still.

Dies genügt, sich zu ernähren.
Alle weit'ren Worte wären,
wie ich denke, nur verwirrend,
durch Details, Nuancen irrend.
Falls es doch Probleme gibt,
zeige man, wie sehr man's liebt,
dieses Land. Und wie in Trance
verkünde man dann: „Vive la France!“

Auf dem Eifelturm

Dieses Land, es ist gesegnet.
Doch ist's leider im Moment
auch im gleichen Maß verregnet,
denn es regnet vehement.
Und so tropfen von den Stützen
dieses weltbekannten Turms
Tropfen in die Regenpfützen,
Freude manchen Regenwurms.

Glitschig sind vom Turm die Stufen,
Angst treibt einen kalten Schweiß.
Denn als liefe man auf Kufen
über spiegelglattes Eis,
so fühlt sich der Boden an,
und das lässt mich bangend schweigen,
wenn meine Begleiter dann
lächelnd nur nach unten zeigen.

In dreihundert Metern Höhe
fühle ich mich etwas schwach.
Hier vernimmt man jede Böe,
schaut auf wirklich jedes Dach.
Auf dem Eifelturm, dem großen
steh ich also. Und es gießt,
was Touristen und Franzosen
ärgert und sie arg verdrießt.

Unter uns wuselt das Leben,
da pulsiert die große Stadt,
die der kurze Regen eben
kurz nur eingeschläfert hat.
Doch der Regen hat's gezeigt:
Unwichtig ist doch der Pass.
Deutscher wie Franzose schweigt,
wird vom selben Regen nass.

Kulinarischer Austausch

Ohne jetzt hier rumzublödeln:
Der Genuss von Semmelknödeln
ist den Menschen hier im Land
scheinbar gänzlich unbekannt.

Ich hab Knödel importiert
und das hat hier imponiert,
denn man wollte hier im Westen
gerne einmal Knödel testen.

Ich hab welche mitgebracht.
Emilie hat sie gemacht
(mit der Packung in der Hand,
weil die Anleitung drauf stand).

Und die Fertigknödel schmeckten
und ein wenig auch erweckten
sie bei meinen Freunden hier
den Genuss und das Plaisir.

Was heißt das im Endeffekt?
Es hat allen gut geschmeckt
und es sind jetzt hier im Land
Knödel nicht mehr unbekannt.

14. Juli 2006

Mit Getute und Gebläse
spielt man nun die Marseillaise
und es scheppert und es hallt
wenn das große Becken knallt.

Und dabei vor allen Dingen
hört man die Franzosen singen,
dass das Blut die Felder tränke,
diesem Land die Freiheit schenke.

Frankreichs Banner ist entrollt
und das Volk, es meutert, grollt,
schließt die Reihen und marschieret.
So ist's damals echt passiert.

Es verklingt die Marseillaise.
Man nimmt Rotwein sich und Käse.
Und ein wenig angstverstört
hat ein Kind den Text gehört.

Doch es scheint, dass all den Leuten
diese Zeilen nichts bedeuten,
denn die Altvorderen ließen
nur Tyrannenblut vergießen.

So redet man es sich ein.
Doch der grelle Sonnenschein
mahnt, dass damals auch in Garben
unschuldige Menschen starben.

Und naht wieder eine Zeit,
da das Volk sich selbst befreit
siegt, was sehr zu hoffen bliebe
über Hass die Nächstenliebe.

Metromusiker

Zwei bis drei Gitarren klingen,
lieblich hört man sanft dabei
eine leise Stimme singen.
Die Gitarren (zwei bis drei)
klingen wie ein Seelenheil
durch das schweigsame Abteil.

Bei so manchen Metrofahrten
muss man nur ein wenig warten,
bis ein Instrument erklingt
und jemand begleitend singt;
wie ein Schrei, ein Lebenswille
in der trostlos kalten Stille.

Die Pariser sehn's gelassen.
Irgendwie gehört's zum Bild.
Und das lässt mich Hoffnung fassen.
Meine Seele brodeln wild,
denn heut spielt ein Virtuose,
schwarzer Kolonialfranzose.

Und er singt von seinen Schmerzen,
singt von einem jungen Herzen,
singt betrübend und bescheiden
von verdrängtem, bitt'rem Leiden
weil der Zug, in dem er singt
ihn in die triste Vorstadt bringt.

Spiegel der Gesellschaft

Ich fuhr eine Straße lang
und mein Wagen war erfüllt
von Gelächter und Gesang,
ganz in Freundschaft eingehüllt.
Auf dem Weg zu meiner Bleibe
nahm ich zwei Franzosen mit,
da die Freundschaft man beileibe
nicht mit schweren Stiefeln tritt.

Überdies lag deren Ziel
ohnehin auf meinem Weg.
Und so redeten wir viel
wie im Fernsehsprachkolleg.
Plötzlich kam uns auf den Wegen,
die ein wenig eng sich boten
ein alter Renault entgegen,
einer von den kleinen, roten.

Und im Fahren nun passierte
es, als wir noch lustig schwatzten,
dass der Wagen uns touchierte
und die Außenspiegel platzten.
Jedoch meine Fahrtgenossen
fanden dieses nicht fatal.
Und dem, der vorbeigeschossen
schien das ebenso normal.

Denn er blieb nicht einmal stehen,
fuhr gelassen einfach weiter.
Das kleine Verkehrsvergehen
nahm man locker hin. Und heiter.
Was war nun meine Lektion?
Sie war eindeutig und hart:
Was ist denn ein Spiegel schon,
wenn den Ärger man sich spart?

Assimilierung

Außenspiegel nun hinüber.
Anfangs ärgert man sich drüber.
Dann wird man ein wenig Stolz.
Nun ist man aus diesem Holz,
aus welchem Franzosen sind,
unbeschwert so wie ein Kind.

Unaufhaltsam geht es dann.
Kauft man sich nun irgendwann
Wasser, das den Körper stärkt,
ohne dass man es dann merkt,
greift man sich's berühmte, teure
ohne jede Kohlensäure.

Mit dem weltbekannten Wasser
wird man nun zum Limohasser,
trägt als Füllung für den Darm
ein Baguette unter dem Arm,
wird so eh man sich's versieht
ein Franzosenstaatsmitglied.

Das läuft alles unbewusst.
Und doch bereitet es mir Lust,
unter den Franzosen allen
nicht als Deutscher aufzufallen,
und das heißt auch so geseh'n:
Bei rot über die Ampel geh'n.

Aber keine Angst: Ich schreib
auf Deutsch dies hier. Das heißt, ich bleib
der Wurzel scheinbar angepfropft,
auch wenn mein Herz vor Freude klopft,
sobald ich schnatternd diskutier.
So wie die Franzosen hier.

Stellvertreter

Ich will meinen Lesern nun
eine kleine Freude tun,
meine Freunde hier beschreiben
und dabei ganz sachlich bleiben.
Meine Arbeit im Labor
kommt an sich schon sachlich vor,
doch auch spaßig. Und deswegen
nachfolgend nun die Kollegen:

Nun, da wäre Frédéric,
der mit Freude und Geschick
stets mir hilft, wenn ich mal dann
nicht alleine weiter kann.
Frédéric ist stets vergnügt
und wenn auch sein Äuß'eres trägt:
In dem kleinen Stadtfranzosen
denkt einer von den ganz Großen.

Dann wäre da Emilie,
die andauernd singt und die
immer eine Antwort hat,
nie an Hilfsbereitschaft satt.
Emilie liebt diese Welt,
liebt das Leben und sie hält
das althergebrachte Hassen
für den Sprung berühmter Tassen.

Benjamin...nun ja, was schreib ich?
Benjamin ist unbeschreiblich.
Er hat so ein Art an sich,
die fasziniert eindringlich mich.
Er ist da, wenn man ihn braucht,
hilft, wenn's mir im Kopfe raucht
und sein Blick lässt Damen zittern,
weil sie einen Helden wittern.

Catherine ist Kind der Côte d'Azur
und der harte Preis dafür
ist, dass sie nun in Paris
friert wie im Bastilleverlies.
Und sie strahlt zu aller Wonne
wie die südfranzös'sche Sonne,
ist an allem int'ressiert,
was um sie herum passiert.

Justine ist Europäerin,
fährt stets nach fremden Städten hin,
geht mit einem warmen „Du“
auf and're, fremde Menschen zu.
Justine liebt die Geselligkeit,
hat Freunde fast europaweit
und ist durch ihre off'ne Art
Symbol der bess'ren Gegenwart.

Pierre ist einfach nur der Pierre.
Was zu ihm zu sagen wär
füllte ewig lange Bände
und regaleweise Wände.
Etwas jedoch sticht hervor,
und zwar Pierres trock'ner Humor
und ich weiß nicht, wie er's macht,
dass man frei und glücklich lacht.

Julien kann einfach wie fast keiner
gut erklären. Er ist einer,
der mit einem Lachen spricht,
doch auch ernst ist sein Gesicht.
Läuft Musik, so singt er mit
und wenn er den Raum betritt
macht er eben deshalb dann
fast immer das Radio an.

Marc ist still und stets besonnen.
Frankreich hat den Krieg gewonnen,
doch wär'n alle so wie er,
gäb es keine Kriege mehr.
Marc ist fast ein Lexikon.
Was man fragt...er weiß es schon.
Doch er ist so still bescheiden.
Darum muss man ihn beneiden.

Marc, den ich den Zweiten nenne,
kommt grad eben von der „Penne“,
ist ein frischer Absolvent,
den man nur „den Coolen“ nennt.
Und das stimmt. Doch er ist redlich
und kein bisschen überheblich,
er hilft immer, ist stets munter,
macht das Leben etwas bunter.

François - jovialer geht es nicht.
Sein stetes Lächeln im Gesicht,
stets ein freundlich off'nes Ohr
kommen fast unglaublich vor.
Man kommt mit Problemen an
und die klären sich sodann,
wenn sein Blick nur darauf ruht.
Keiner weiß, wie er das tut.

Gaëlle ist pure Leidenschaft,
Forscherdrang und Forscherkraft.
Sie versteht es zu begeistern
Widrigkeiten stets zu meistern.
Und sie sagt das, was sie denkt.
Manche Zeit wäre verschenkt,
würde man es ignorieren
mit Gaëlle zu diskutieren.

Und Gérard, die Feuerwehr...
Immer kommt er dann daher,
wenn man ihn am meisten braucht,
wenn's an allen Ecken raucht.
Wenn er lächelt, spürt man schier:
Er ist mehr als wichtig hier.
Er hält doch im Hintergrund
uns're Arbeit hier gesund.

Patrick ist ewig jung geblieben
und man muss ihn einfach lieben,
trotz des Amts, das er bekleidet
merkt man, dass er sich bescheidet.
Er hört immer jedem zu,
rät mit einem trauten „Du“.
Seine Titel protzen nicht
aus dem freundlichen Gesicht.

So, das waren die Kollegen,
die die Welt etwas bewegen,
die der stete Forscherdrang
an die Front des Schaffens zwang.
Aber sie als Fachidioten
zu betiteln ist verboten,
denn das sind sie wahrlich nicht!
Als Beweis dieses Gedicht.

Auf zum Bücherkauf

Um aus Mangel an Gebrauch
der Sprache meines Mutterlands
und ein kleines bisschen auch
zur Erfreung des Verstands
ging ich in die Bücherei,
meinem Sprachschatz zu erretten
mit der Hoffnung wohl dabei,
dass sie deutsche Bücher hätten.

Ich betrat den kleinen Laden
und da saß ein alter Mann,
sah mich zwischen Milliarden
Bücherseiten freundlich an.
Und ein Zweifel wuchs in mir:
Wie würde er reagieren,
würde seine Miene hier
ob des Deutschen nun gefrieren?

Man hatte mir eingeimpft,
dass die alte Gen'ration
auf die bösen Deutschen schimpft.
Das sei des Vergang'nen Lohn.
Ja, ein Lehrer hat mir einst
Schauermärchen nur erzählt.
„Was du lang vergangen meinst,
hat französ'schen Hass gestählt.“

Und da stand ich nun als Erbe
der Nation, von der man glaubt,
dass sie diese Welt verderbe,
Völkern ihre Freiheit raubt.
Das mag etwas panisch klingen,
doch man hat mir eingebläut,
in den deutsch-französ'schen Dingen
hassen Alte uns noch heut.

Und so fragte ich beklommen,
ob die Möglichkeit besteht,
deutsche Bücher zu bekommen.
Fast schien's mir wie ein Pamphlet.
Und der alte Mann stand auf,
lächelte mich freundlich an,
schaute die Regale rauf,
dachte kurz und sagte dann:

„Ich habe ein'ge Exemplare
aber leider will ich meinen,
ihnen wird die karge Ware
etwas langweilig erscheinen.
Denn ich hab hier leider nur
ein paar Klassiker auf Lager,
lang bekannter Schulnatur.
Kurz: Die Auswahl ist sehr mager.

Aber schauen sie sich um.
Doch ich fürchte schon bereits
viel zu spärlich ist darum
hier die Hilfe meinerseits.“
Ich sah mir die Bücher an,
die ich früher schon mal las.
Traurig fragte dann der Mann:
„Nichts dabei als Lesespaß?“

Ich verneinte sehr bedauert.
Seine Freundlichkeit bestach.
Wie ein Mann, der ehrlich trauert
setzte er ein „Schade“ nach.
Ich bedankte mich und ging.
Er bedauerte noch mal.
In meinen Gedanken hing
dieser Mann als ein Fanal.

Ja, man hatte mir erzählt,
dass die Alten hier uns meiden
dass sie die Erinn' rung quält,
die Erinn' rung an das Leiden.
Doch was hatte ich erfahren?
Was man auch zu denken meint,
er und ich, wir beide waren
bücherliebend doch vereint.

Im Waschsalon

In der Ortschaft, wo ich wohn
gibt es einen schlichten kleinen
Automatenwaschsalon.
Außer den gibt es hier keinen.

Also ist es selbstverständlich,
dass, wenn nun der Samstag naht
ziemlich viele Leute endlich
waschen. Was ich auch heut tat.

Wäsche dreht dann manche Runde
und man sitzt dabei, schaut zu,
(etwa eine halbe Stunde)
kommt per Sie und geht per Du.

In das dumpfe Trocknersummen
mischen sich Gespräche dann.
Wie ein unschuldiges Brummen
fangen diese meistens an.

„Ach, das Geld, das ich verdiene
reicht nicht hinten und nicht vorn
für die eig'ne Waschmaschine.
Scheiß Regierung! Ich hab Zorn!“

Ja, wie ewig öde wären
die Minuten, die man steht
ohne manchem zu erklären,
wie das mit dem Waschen geht.

„Erst wählt man die Temp'ratur,
das Programm, wirft Münzen ein.
Danach muss man einfach nur
noch etwas geduldig sein.“

„Besten Dank! Und sie? Sie kommen
wohl aus London, scheint es mir.
Hab es dem Akzent entnommen.
Wie gefällt es Ihnen hier?“

Dann klären sich die Nationen
während man gesellig spricht.
Und man schaut fast für Äonen
in ein lächelndes Gesicht.

Und so geht es hin und her
und man plappert angeregt,
wünscht sich dann, der Waschgang wär
doch auf Stunden ausgelegt.

Und so klärt sich manche Frage.
Wenn ich dann am Gehen bin
sag ich: „Also, bis die Tage!“
Antwort: „Grüß die Kanzlerin.“

Hausarbeit

Ich vernachlässig mitnichten
meine hausmännlichen Pflichten,
jedoch bemerk ich nebenher:
Hier fällt das ein wenig schwer.

Um das Ganze einzukreisen:
Ich hab zwar ein Bügeleisen,
doch ich kann es nicht benutzen.
Wie? Warum? mag man nun stutzen.

Jedes Wohnheimszimmer hat
nur begrenzt sechshundert Watt,
also schließt man leicht daraus:
Diese Leistung reicht nicht aus.

Bügeleisen, Miniherd...
ihnen bleibt Betrieb verwehrt,
auch der Wasserkocher schweigt,
weil sonst die Belastung steigt.

Mancher hat das schon versucht
und der Rest hat laut geflucht,
man war stromlos nun gefangen,
denn die Sicherungen sprangen.

Fazit ist letztendlich auch:
Beim Hosen- oder Hemdgebrauch
muss man sich ein wenig zügeln.
Man kann diese ja nicht bügeln.

Hemden eben grad deswegen
säuberlich zusammenlegen
lernt man besser hier daher
als bei der Deutschen Bundeswehr.

Kommt man dann mit nassen Sachen
vom Salon, gibt's was zu lachen,
denn die Wohnung wird garniert,
damit der Stoff sich aushydriert.

Aber das hat seinen Reiz.
Doch ich frag: Warum der Geiz?
In Frankreich gibt's für die Stromstärke
doch so viele Atomkraftwerke.

Viaduc des Fauvettes

Nun sitze ich hier am Tisch,
die Gedanken laufen frisch
und ich trinke warme, fade
südfrechthalt'ge Limonade.

Eben ging ich noch im Wald
vor mich hin, erreichte bald
diesen alten Viadukt,
der über die Wipfel guckt.

Dort, in schwindelnd hohen Höh'n
ist nicht nur die Aussicht schön,
sondern auch die Atmosphäre,
ohne die's dort einsam wäre.

An den Sonntagen wie heute
tummeln sich dort viele Leute,
gehen lachend dort spazieren,
picknicken und diskutieren.

Und man grüßt sich, sagt „Bonjour“,
lieblich ist dort die Natur.
Kurz: Es wimmelt dort von diesen,
die den schönen Wald genießen.

Nachtlied der Vororte

Stadt der Lichter, schlafe nun.
Nach des Tages steter Hast
ist es Zeit, nun auszuruh'n.
Doch gedenke deiner Last!

Denk daran, dass Kinder hungern
und in kahlen Häuserschluchten
ohne Sinn und Ziel nun lungern,
in verwaisten Straßenbuchten.

Denk daran, dass trotz der Größe
nun ein armer Mensch verdirbt,
gib dir nachdenklich die Blöße,
dass gerade jemand stirbt.

Denk daran, dass nun im Schummer
weinend eine Mutter liegt,
wachgehalten von dem Kummer,
ob sie eine Arbeit kriegt.

Denk daran, dass in den Ecken
aus Beton und kalten Tränen
sich nun die Clochards verstecken,
die sich so betrogen wähnen.

Denk daran und schlafe friedlich.
Träume süß vom Lafayette.
Schoßhündchen sind lieb und niedlich.
Warm und kusch'lig ist das Bett.

Chapitre 3

Alleine in der Ferne

An sich ist der Umstand ja erfreulich, dass gerade im Mai in Frankreich Feiertag auf Feiertag folgt. Und besonders erfreulich ist es, wenn eben diese Feiertage alle auf einen das Wochenende flankierenden Tag fallen. Wenn man diese verlängerten Wochenenden jedoch alleine in einem Zimmer von neun Quadratmetern verbringt, verlieren die Feiertage rasch ihre Attraktivität. An solchen Wochenenden sind französische Studentenwohnheime - und ich denke jene in jedem anderen Land ebenfalls - so gut wie leergefegt, was den allgemeinen Geräuschpegel zwar ungemein senkt, das Gefühl der Verlassenheit jedoch unnötig verstärkt. Will man sich nicht unbedingt auf kostspielige Unternehmungen einlassen, so bleibt nur, lange auszuschlafen, viel zu lesen, respektive zu schreiben, zu lernen und spazieren zu gehen. Der erhebliche Nachteil des Ausschlafens liegt darin, dass man Nachts unglaublich schlecht einschläft, das Ganze entwickelt sich schnell und ungewollt zu einem Teufelskreis. Und dann sind da noch die Fotos, die einen schmerzlich an Jemanden erinnern, der viel zu fern in der Ferne weilt. Kurz: Man sitzt, steht oder liegt da und fragt sich, was man hier soll, alleine und verlassen, wo man doch genauso gut woanders sein könnte. Die Tatsache, dass dieses „woanders“ nur unter erheblichem Zeit- und Kostenaufwand zu erreichen ist, gibt einem den Rest und man sehnt sich paradoxerweise den nächsten nahenden Arbeitstag herbei. Oder man verdrängt diese stechenden Gedanken, indem man Gedichte schreibt. Jederzeit mit dem entmutigenden, aber Trotz heraufbeschwörenden Ausspruch Heines im Hinterkopf: „Sie werden nie durchschlagen mit ihren Gedichten, aber es gibt eine gewisse Klasse Personen [...], der sie einen [...] Genuss verschaffen werden.“ Na, die werden sich aber über all die vielen Feiertage in Frankreich freuen!

Es leuchten klar die Sterne...

Ich sitz am Schreibtisch und ich schreibe,
schaue kurz zum Horizont
und dort sinkt die Sonnenscheibe
ungewöhnlich ungewohnt.
Bald erleuchten klar die Sterne,
und erhellen mir den Raum.
Und zu Dir dort in die Ferne
fliegt die Seele mir im Traum.

Und mir träumt, Du wärst bei mir,
würdest ruhig anmutig schlafen,
Einsamkeit würde nicht hier
mein Sehnen und mein Harren strafen.
Mir träumt, ich sähe Dein Gesicht,
so wie ich es mir oft ansah,
im fahlen blauen Sternenlicht,
wärest Du bei mir, wärest Du mir nah.

Und dann erwache ich allein,
mit Deinem Bild noch in den Augen.
Der morgendliche Sonnenschein
will's mir aus meinen Augen saugen.
Jedoch: Der ganzen Sonne Macht
vermag dies nicht zu leisten.
Das Bild des Traums der warmen Nacht,
es wärmt mich doch am meisten.

Und dann, dann kommt der lange Tag
mit seiner Arbeit, seinen Müh'n.
Doch dieser ebenfalls vermag
es nicht, dies starke, warme Glüh'n,
das mir in meiner Seele brennt
zu löschen und zu stehlen.
Es geht der Tag, die Zeit, sie rennt,
der Abend sät das Quälen.

Dann sinkt die rote Sonne wieder
hier vor meiner kargen Bleibe
glühend, leuchtend, schön hernieder,
grüßt durch meine Fensterscheibe.
Und dann sitz ich wieder hier,
in der Zelle ganz allein,
sehne mich im Geist zu Dir,
träume in den Mondenschein.

In Erwartung himmelwärts...

Du hältst in klaren, schweren, langen
Nächten meinen Sinn gefangen
und mein Herz, es weilt bei Dir.

Ich trag Dich in meinem Sinn,
weil ich durch Dich glücklich bin,
Du bist immer hier bei mir.

Als das Ende meiner Reise
wärmst Du mir auf zarte Weise
mein schon fast erfror'nes Herz.

Sehnend denke ich an Dich
und mein Auge richtet sich
in Erwartung himmelwärts.

Wie schön blüht uns der Maien

Man verzeihe mir, ich stahl
ziemlich dreist den Titel oben.
Doch den Frühling hier im Tal
möchte ich somit nun loben.
Hier im Vallée de Chevreuse
sprießt und wächst das Leben nun.
Und es wäre reichlich böse,
gleichgültig dies abzutun.

Sonne scheint vom Westen her,
füllt das weite Tal mit Leben.
Und ein Wind vom fernen Meer
haucht und will uns Frische geben.
Vögel ziehen durch die Lüfte.
Über allen Wiesen schwebt
das Parfum der Blütendüfte.
Kurz: Man spürt, wie's Leben lebt.

Und ich gehe durch die Felder,
durch den Park, am See entlang,
gehe dichtend durch die Wälder,
die ich schon so oft besang.
Und ich dichte und beginne
diesen Kreislauf alter Zeit,
mittelalterlicher Minne
die doch Kehle, Herz befreit.

„Mein Feinsliebchen,“ setz ich an,
stocke darauf vehement,
denn ich denke plötzlich dran,
dass uns die Entfernung trennt.
Ach, wie schön blüht uns der Mai,
doch ich wandle hier allein,
träume schwermütig dabei
davon, nun bei dir zu sein.

Chapitre 4

Gedanken, Ungedanken

Man möge mir die nun in diesem Kapitel folgende wilde und etwas befremdliche Mischung aus Heiterkeit, Anklage, Nachdenklichkeit, Freude, Besinnlichkeit und Abscheu verzeihen. Ich imitiere damit nur versuchsweise zahlreiche Zeitungen und vor allem ebenso zahlreiche Fernsehmoderatoren, denen es scheinbar unglaublich leicht fällt, mit Betroffenen ebenso betroffen und mitfühlend wirkend über Mord, Vergewaltigung und Totschlag zu reden und im Anschluss daran, wohlgemerkt nicht selten auch dann, wenn die Betroffenen noch anwesend sind, heiter einen Komiker anzukündigen oder eine lustige Begebenheit zum Besten zu geben. Dieses Rezept scheint sehr erfolgreich zu sein, denn man schluckt es beinahe allabendlich, wenn es auf dem Bildschirm an einem vorbei oder durch einen hindurch huscht. Warum sollten wir Schriftsteller uns nicht also auch dieser Technik bedienen?

Sprachwüste

In die öde und verdorrte
Wüste deutscher Sprache stell
ich gereimte Dichterworte.
(Heines folgsamer Gesell)

In die wüste und verdorrte
Öde deutschen Sprachgebrauchs
zieht die stinkende, verschmorte
Ahnung beißend blauen Rauchs.

Rauch aus der Vergangenheit,
doch das Feuer schwelt noch immer,
nur in aller Heimlichkeit.
Und ich frag mich: Was ist schlimmer?

Ja, es ist zum Haare raufen!
Früher endeten der Geist,
Bücher auf dem Scheiterhaufen,
der heut „Medienlandschaft“ heißt.

Denn es herrscht doch die Zensur.
Doch sie herrscht nicht offiziell.
Sie verkleidet sich doch nur,
kleidet sich nun kommerziell.

Denn der Wille wird diktiert,
der Geschmack doch auferlegt,
wird uns vorgekaut serviert,
heimlich in's Gehirn gelegt.

Seichtigkeit herrscht allerorten,
und die Luft drückt ob des Hauchs
in der öden und verdorrten
Wüste deutschen Sprachgebrauchs.

Inspiration

Ich saß wirklich ungelogen
reimend sieben Stunden hier.
Zeit ist einfach fortgezogen
und ließ meine Ruhe mir.

Irgend etwas hat pulsiert,
mich zum Schreiben angeregt.
Irgend etwas inspiriert,
irgend etwas hier bewegt.

Doch ich suche es nicht draußen,
wo der Mensch den Menschen reißt,
wo die Bestien alle hausen.
Ich such es in meinem Geist.

Wie ich auf die Antwort brenne,
was mir meinen Griffel führte!
Und so nach und nach erkenne
ich, dass ich ein Ziehen spürte.

Ja, mein tiefstes Inn'eres rief:
„Dichter, schreib gefälligst was!“
Also schrieb ich. Zeit verlief
unaufhaltsam. So war das.

Lebenslauf

Ohne jemals zu versteh'n,
woher nun die Winde weh'n
geh'n wir weiter uns'res Wegs
bis ans Ende dieses Stegs.

Dort, so will's der alte Brauch
wird das Lebenswerk zu Rauch,
der nur kurz im Äther steht.
Denn der Rauch wird bald verweht.

Damit er doch Gesellschaft hat
nehm ich mir ein Ahornblatt,
schreibe meinen Lebenslauf
in versteckter Hoffnung drauf.

Wohin dieses Blatt auch weht,
hebt es auf und lest und seht:
Hier hat einer einst gelebt,
einen Lebenstraum gewebt.

Schrauberei

Nützlich ist's in uns'ren Tagen,
hat man einen eig'nen Wagen.
Doch hört man diejen'gen klagen,
die schon oftmals drunter lagen.

Es kann einem die Sinne rauben,
immer hämmern, immer schrauben,
drum herum steh'n Mensentrauben,
die's besser zu wissen glauben.

Regenlachen

Regenlachen schmücken Aachen,
weil eben die Wolken brachen
und ich tapse, denkend, stumm
darin mit meinem Schuh herum.
Wie die Oberfläche wallt,
surreal nun wiederhallt.
Sie verzerrt das Spiegelbild
der Fassaden allzu wild.

So ist nun die Wirklichkeit,
Spiegelbild der alten Zeit,
alter Glaube, alter Wert -
wabernd, unscharf und verzerrt.
Und es mag das Bild der Pfützen
seinen alten Schein beschützen,
doch es wird ganz leicht von bloßen
Bürgerschuhern umgestoßen.

Belgien

Von dem Regen angefeuchtet,
von Laternen angeleuchtet
ist die Autobahn. Ich fahr
hier weil ich in Aachen war.

Und im hellen Lampenschein
fällt mir nun urplötzlich ein,
dass ich oftmals schon hier fuhr.
Halten musst ich einmal nur.

Und das war ganz ungewollt.
Der Verkehr, der sonst doch rollt,
kam, ich wollte grad abbiegen
zwei Minuten zum Erliegen.

„Ist schon komisch“, denk ich mir.
„Belgien dient anscheinend Dir
nur als eine Art Transit
Was kriegst Du von Belgien mit?“

Als ich damals hier im Land
auf dem Brüssler Bahnhof stand
kam die Einsicht wie ein Blitz:
Tatsächlich ist es kein Witz!

Was weiß man von Belgien schon?
Europäische Union,
Billigsprit und Fritten sind
doch der Belgier einz'ges Kind.

Nun, da alle Wagen steh'n
kann ich mal nach draußen seh'n
und es kriecht in den Verstand:
Belgien ist ein schönes Land!

Und so denk ich mir subtil:
Belgien ist ein Reiseziel.
Eines Tags komm ich mal her
und durchquere es nicht mehr.

Denn der Boden, der mich trägt
ist doch so geschichtsbewegt.
Eines Tages, schwöre ich
sieht als Gast mal Belgien mich.

Paris Plage*

Ich saß mit einem, den ich kenn
neulich lange an der Seine
und wir schauten in die Nacht,
wie man das des Nachts so macht.

Nun, es war schon pittoresk
aber gleichzeitig grotesk,
denn wir saßen dort im Sand,
so, als säßen wir am Strand.

Und es wimmelte von Leuten,
die sich an der Nacht erfreuten
und Musik lag in der Luft,
ebenso wie Rotweinduft.

„Paris Plage“ hieß jenes Fest,
das sich schon genießen lässt.
Aus Paris (seit neulich nun)
trag ich Sand in meinen Schuh'n.

*Im Titel steht nicht etwa das deutsche Wort „Plage“, es handelt sich im Gegenteil um das französische Wort für „Strand“. Einmal im Jahr werden an den Kais der Seine nahe der berühmten Notre Dame mehrere Lasterladungen Sand ausgebreitet und Paris feiert ein karibisches Festival, „Paris' Strand“ eben.

Schlüsselgedanken

Ich betrachte den Schlüssel hier
und so kommt die Einsicht mir:
Der Mensch an sich ist einfach schlecht,
weder ehrlich noch gerecht.

Und wer nun entrüstet spricht:
„Halt! Was sagte der da eben?“,
den frage ich: „Ja, stimmt's denn nicht?
Würde es sonst Schlüssel geben?“

Das Gedicht mit eukalyptischen Ausmaßen

Die Ozeane schwellen an,
die Erde überflutet dann,
der Mond hört seinen steten Lauf
um diese, uns're Erde auf
und bleibt, so wird es bald gescheh'n
an einer festen Stelle steh'n.

Und in des Ozeanes Weiten
ändern so sich die Gezeiten,
was Matterhorn, Mount Everest
vom Wasser überfluten lässt.
Nur eine Ecke dieser Welt
bleibt in die Trockenheit gestellt,
der unscheinbare Kontinent,
den man auch als „Australien“ kennt.

Eine Sintflut bricht herein,
es stirbt der Mensch, es bleibt allein
als Gottes Strafe, Satans Hohn
Wasser und Vegetation,
welche frischen Duft versendet,
doch an Schnupfen nun verendet
auch das letzte Erdenkind,
leise trauernd weht der Wind.

Und gibt es keine Menschen mehr,
so bleibt nur der Koalabär.

Der Ehrlichkeit halber muss und möchte ich erwähnen, dass die letzten beiden Zeilen dieses Gedichtes von meinem guten Freund Benjamin Bahr stammen und während im Vorwort zum Kapitel 1, „Aufbruch“ erwähnter Soiree entstanden, was mich daraufhin zum Verfassen dieses Gedichtes veranlasste.

Weltgericht

Bald schon bricht
das Weltgericht
über dieses Land hinein
und die Wende
wird das Ende
allen Größenwahnsinns sein.

Steig hernieder,
Prachtgefieder
mit dem schweren Flammenschwert
und zerschlage
Sünde, Plage,
lehre uns den wahren Wert!

See wird kochen,
Erde pochen
und was bleibt, ist reiner Geist.
Dann halt inne.
Es beginne
Einsicht, die da Frieden heißt!

Zweites Mittelalter

Tausend Jahre sind vorüber.
Ja, die Zeit! Sie hetzt und rennt.
Heute spricht und liest man drüber,
was sich Mittelalter nennt.

Es war die Zeit, als die Normannen
mit Gesinde, Waffen, Pferden
ihre Überfahrt begannen,
um zu Engländern zu werden.

Man glaubte abergläubig noch
und glaubte dem, der übel log,
so dass mancher zu Kreuze kroch
und manch einer zu Kreuze zog.

Es war die Zeit des armen Lands,
des Adels und der Klerikalen,
die Zeit des schlafenden Verstands,
die Zeit der prächt'gen Kathedralen.

In jener Zeit begab es sich,
da wirkten schöne, kluge Frau'n
dem dumpfen Pöbel unheimlich
und man begann, sie tot zu hau'n.

Lange ist das nun schon her.
Heute sind wir aufgeklärt.
Doch besinnt sich immer mehr
der Mensch auf diesen alten „Wert“.

Heute tötet man pragmatisch
und die Welt sieht zu und schweigt.
Man beobachtet phlegmatisch
Grauen, das das Fernseh'n zeigt.

Wenig hat sich nur getan.
Man lebt noch in Krieg und Streit.
Und ein wenig wieder nah'n
wir uns einer solchen Zeit.

Luftschloss

Ich sitz im Abendsonnenschein
am Schreibtisch hier in meinem Schloss
und gieße mir den Kaffee rein,
den grade eben ich aufgoss.

Vor dem Fenster rauscht das Meer
und mein Grammophon summt leise
und ich selbst geb Reime her
von recht klassisch alter Weise.

Langsam kommt die Nacht. Es dunkelt.
Eine sanfte Brise weht.
Und im Schein der Sterne funkelt
mein Rolls Royce, der draußen steht.

Langsam also naht die Nacht,
legt sich auf den Streukiesweg.
Gut behütet liegt die Yacht
an dem hauseigenen Steg.

Soweit nun die Theorie
und die Praxis folgt sogleich.
Etwas sparsamer ist sie,
mir jedoch mein Himmelreich:

Nun, das Schloss, es ist an sich
ein karges Wohnheim in der Tat.
Und es wärmt mich innerlich
schlichtes Kaffeegranulat.

Und das Meer, es ist ein Bach,
das Grammophon ein Radio.
Doch ich denk nicht drüber nach,
denn es geht nun mal auch so.

Der Rolls Royce, der draußen parkt,
ist von ärmlicher Gestalt
und vom Leben ganz zerharkt,
über fünfzehn Jahre alt.

Auch der ach so noble Kies
ist nur ganz zerplatzter Teer.
Und zur Yacht am Ende dies:
Hier gibt's Hafen nicht, noch Meer.

Trotzdem muss man mich beneiden,
kommt es mir in meinen Sinn,
denn ich lebe ganz bescheiden,
womit ich zufrieden bin.

Rotwein vs. Bier

Bier hier
kein Plaisier,
wie ich denk
kein Volksgetränk.
Importiert
und serviert
werden jene
nur aus Bene-
lux.
Kleine Schlucks
von probiert.
Hier regiert
etabliert
roter Wein
nur allein.

Zwar recht lecker.
Doch ich mecker,
krieg Gelüste
nach der Küste.

Deutsches Land,
dort am Strand,
rau und klar
ist's da zwar.

Ruppig kalt.
Aber halt!
Die Franzosen
sind die großen
Käsemacher,
freundlich Lacher,
Rotweinkelter,
etwas älter
Tradition,
das ja schon...

...Doch in norddeutschen Revieren
wimmelt es von guten Bieren.
Selbst wenn mich die ganze Welt
nun für einen Säufer hält.
Mir egal. Aber ich lasse
diese Spitze: Jeder fasse
außer gerne mal zum Glase
an die eig'ne (rote?) Nase!

Nun, im Land der Plastikflaschen,
kostenlosen Einkaufstaschen,
nun, ins Leben eingereiht,
gedenk ich der Studentenzeit,
als ich in kleinen Stadtspelunken
diskutiert hab und getrunken,
manche Nächte durchgemacht,
manchen Rausch nach Haus' gebracht.

Und damit's Gedicht hier endet
wird jetzt kurz zurückgeblendet:

Durch meine Venen, Adern quillt's,
das schleswig-holsteinische Pils.*
Wie oft bin ich nach Haus' gewankt,
nachdem ich es hineingetankt.
Tank ich zu viel und fahre dann,
so merkt es sicher irgendwann
dort'ges Bundesamt. Wer weiß?
Irgendwann schließt sich der Kreis...

...Man spricht oft in bösen, fiesen
Witzen über die Ostfriesen.
Dümmstes Volk der weiten Welt
wird den Friesen unterstellt.
Doch dies Urteil ist fatal,
denn die Friesen sind genial.
Sie gehören zu den Schlaunen!
Könnten sie sonst Jever* brauen?

*Ich erhalte von den genannten norddeutschen Brauhäusern keinerlei Zuwendungen!

L'Ecosse

Komisch ist's ja schon an sich,
hier im Land des Sonnenscheins,
Savoir-Vivres, roten Weins
packt nun eine Sehnsucht mich.

Nun, ich will nicht jammern, winseln,
hier ist es sehr angenehm,
doch ich widme dies Poem
nun den nordbritischen Inseln.

Als ich einst in Schottland weilte
war ich glücklich, froh und frei,
merkte, dass ich stets dabei
an meinem düst'ren Innern feilte.

Schottland hat mich über Nacht
eine neue Hoffnung fassen,
einen Sinn erkennen lassen,
ja, erwachsen fast gemacht.

Frankreich tut dasselbe nun.
Und ich merke glückserfüllt:
alte Ängste sind zerknüllt,
ich steh sicher in den Schuh'n.

Dort...

Dort verspürte ich den Frieden,
denn die zarten Elfen schmieden,
wenn der Mensch sie nicht beachtet,
die Natur sich nicht betrachtet.

Dort verspürte ich den Frieden,
den der Anblick der Hebriden
nur ansonsten mir entfacht
und mich still und schweigsam macht.

Dort verspürte ich den Frieden,
der so schweigsam wie entschieden
über dieser Stille schwebt
und als starker Wille lebt.

Dort verspürte ich den Frieden,
den die Wälder mir beschieden,
wenn ich grübelnd dort flanierte
und die Lerche musizierte.

Herbststurm

Wenn tiefschwarze Wolkenfetzen
wabernd dieses Grau benetzen,
sich bedrohlich räkeln, türmen,
wird's wahrscheinlich recht bald stürmen.
Also regnet's wieder mal
und die Blätter weht's von hinnen.
Doch das ist mir nun egal,
denn ich sitze ja hier drinnen.

Grauer Himmel, dunstverhangen,
zwingt nun Trübsinn in's Gebein
und ein sehndendes Verlangen
schleicht sich in die Geister ein.
Blätter fallen vom Geäst,
was den Winter ahnen lässt.
Und man denkt sich: „Bald
wird's kalt.“

GÖ-TZ

Uns sitzt der Tod doch schon im Nacken,
tritt uns beinah auf die Hacken,
wagen wir uns mit dem Wagen
an manch überfüllten Tagen
auf die äuß're, linke Spur –
die ist für die Schnellen nur.
Denn auf Autobahnen, Straßen
haben jene, die da rasen,
und nur die allein das Sagen.
Also die mit schnellen Wagen.

Manchmal traut meine Kalesche
sich mit mir in eine Bresche,
wenn vor uns ein Laster fährt.
Meistens ist das doch verkehrt.

Denn von hinten naht ein großer
Wagen, der in hemmungsloser
Art und Weise mir erklärt,
dass er lieber schneller fährt.

Ein Konzert aus Hupen, Lichtern
(Albtraum von so vielen Dichtern)
schlägt - bei Eis und auch bei Regen -
mir von achtern dann entgegen.
Lieblich lächelnd nehm ich's wahr.
Hinter mir weiß offenbar
keiner, was ich mir dann denke,
welchen Gruß ich dann verschenke.

Darum trägt mein Nummernschild
als Metapher und als Bild
die Worte, die als Gruß ich hätt.
Denn da steht: Ge Öh-Te Zett.

GÖ-TE

Schrieb's im Gedicht, das schon erschien:
Gegen die Hupenmelodien,
die hinter mir beim Fahren klingen
sprach immer Götz von Berlichingen.
Doch änderte sich bald das Bild,
denn auf dem neuen Nummernschild,
(das alte war ja nun passé)
stand neuerdings Ge Öh - Te Ee.
Ganz sicher denken jetzt die meisten,
der Gerhard würde sich erdreisten,
sich nun als Dichturfürst zu fühlen.
Doch möchte ich die Mütchen kühlen.
Denn dieser Schriftzug ist dahin,
da ich nun umgemeldet bin,
hab nicht mal mehr Ge Öh am Wagen.
Also bitte keine Klagen!

Meine Bleibe

Ich habe hier ein kleines Bett,
'nen Waschtisch für's Eau de Toilette
und einen Tisch zum Schreiben.
Kurz: Ich hab alles, was man braucht.
Jedoch wenn mir der Schädel raucht
kann ich nicht drinnen bleiben.

Ich muss dann raus, muss an die Luft,
brauch dann die Nähe und den Duft
der Bäume und des Flusses.
Dann ist mir draußen diese Welt,
die mich in ihren Armen hält
das Höchste des Genusses.

Dann geh ich denkend durch die Stadt
und höre mich am Leben satt,
das aus den Häuserschluchten klingt.
Dann merk ich, ich bin nicht allein,
weil Leben wie ein Glorienschein
in meine leise Seele dringt,
bunte, warme Lieder singt
und irgendwie Erfüllung bringt.

Land der Sonne

Nun strahlt hier der Sonnenschein
ungebremst zum Fenster rein,
was bedeutet, dass ich schwitz,
während ich am Schreibtisch sitz.

Die Sonne scheint, die Sonne brennt
unbarmherzig vehement,
ja, man könnte beinah sagen,
es sei gar nicht zu ertragen.

Also frage ich mich heute:
Warum fahren all die Leute
dann, wenn alle Welt verreist
dahin, wo die Sonne gleißt?

Ich hingegen sitze hier
und es reift die Sehnsucht mir,
führt mir sehrend meine Hand:
Finn-, Grön-, oder Nordisland!

Kühlschrank

Nun sitz ich wieder mal allein
im fahlen Schreibtischlampenschein
und die Hitze hält mich fest,
da sie mich nicht schlafen lässt.

Klebend heiß der Bettbezug.
Aber damit nicht genug:
Auch das Wasser, das erfrischt
wird hier lauwarm aufgetischt.

Nun, so ist im Sommer eben
ohne Kühlschrank dieses Leben
und (man merkt es an den Sätzen,
diesen lernt man dann zu schätzen.

Hitze glimmt auf nasser Haut,
Hitze wallt und Hitze staut,
und ich möchte nun aus diesen
Gründen kaltes Nass genießen.

Aber dies bleibt mir versagt.
Hier sitzt einer, schwitzt und klagt,
sehnt sich heiß und sorgenschwer
einen kalten Kühlschrank her.

Viel zu lang allein

Ich war viel zu lang allein,
habe viel zu lang gesehnt
und das Glück als hoher Schrein
hat zu spotten mir gewähnt.

Zärtlichkeit erschien verkümmert,
Selbstvertrauen gar zertrümmert,
doch es hat nun eine Macht
dieses wieder angefacht.

Stolz erhob'nen Hauptes nun
folge ich dem großen Tun
und die Einsicht bricht herein,
lebend, da und Mensch zu sein.

Graue, fressend kalte Stunden
sind erhellt und ganz verschwunden.
Nach Erwartung und Verlust
bin ich mir des Seins bewusst.

Alte Schranken, alte Fesseln,
brennend wie verrat'ne Nesseln,
habe ich mir abgestreift.
Eine neue Zukunft reift.

Sonne strahlt mir ins Gesicht,
wärmend strahlt die Zuversicht
und ich gebe mich ihr hin.
Ich bin glücklich, denn ich bin.

Zug ins Glück

Ich lief dem letzten R.E.R.*
eiligst hastend hinterher
und erwischte ihn gehetzt.
Alle Plätze war'n besetzt.

Keuchend atmend und benommen
also endlich angekommen
hatte ich dank meiner Hast
diesen Zug hier nicht verpasst.

Ich stand dort, fuhr durch die Nacht
und ich hielt's für angebracht,
mich an abgegriff'nen, alten
Griffen klammernd festzuhalten.

Denn der Zug war arg am wanken
und die Fahrgäste am schwanken
und beim Anfahr-, Bremsvorgang
spürte man den Kräftedrang.

Dann sah ich ein Liebespaar,
das in fernen Sphären war.
Ja, es schien, als wären sie
fern der Großstadtmelodie.

Im Abteil war's schrecklich laut.
Doch der Liebe anvertraut
schien der Krach sie nicht zu stören,
schienen sie ihn nicht zu hören.

Ich muss ehrlich eingesteh'n:
Als ich dieses Glück geseh'n,
dieses Knistern dort vernahm,
dass der Neid mich überkam.

Als ich dann dem Zug entstieg
sahen die Stille wie Musik.
An das junge, stille Glück
dachte lächelnd ich zurück.

Was bedeuten schon das Hasten,
aller Kummer, alle Lasten,
jeder Sturm, der sich erhebt,
wenn man frische Liebe lebt?

*„R.E.R.“ heißen die S-Bahnen, deren Netz sich durch ganz Paris zieht und die Vororte und umliegenden Ortschaften mit dem Pariser Stadtgebiet verbindet.

Sonnenstich

Eben saß ich in der Bar
bei der Kirche an der Ecke.
Ob das Bier verdorben war
frag ich mich und ich erschrecke.

Doch dann dämmert mir der Grund
da mein Schädel brummend klingt:
Es ist keinesfalls gesund,
wenn man in der Sonne trinkt.

Und ich trank ja nur ein Glas,
schmiedete mit Freunden Pläne.
Ja, wir hatten wirklich Spaß.
Nun bin müde ich und gähne.

Und die Wände drehen sich
nach dem einen, kleinen Bier.
Denn ein satter Sonnenstich
brütet selbstgerecht in mir.

Johannes Paul II.

Er war die einzige Konstante,
die ich in meinem Leben kannte.
Er war da, seitdem ich dachte,
seitdem ich mir Gedanken machte.

Dieser sanfte, große Mann
zeigte, was der Wille kann,
was der Widerstand vermag,
als die Welt im Urstreit lag.

Gandhis großes Erbe lebend,
strebend, Halt und Hoffnung gebend
ging er seinen langen Weg
ohne jedes Sakrileg.

Er war voller Kraft und Ehre.
Ich verspürte große Leere,
als er krank, gebrochen starb,
die Beständigkeit verdarb.

Nicht der Glaube gleiches Band,
sondern das, wofür er stand,
nicht sein Amt prägte die Zeit,
sondern seine Menschlichkeit.

Nicht die Kirche hat gewonnen,
seit er seine Tat begonnen,
nein, er hat in dunkle Nacht
allen Hoffnungslicht gebracht.

profane Vierzeiler

Dichter sind schon kom'sche Leute,
leben nicht so ganz im Heute,
opfern ihre rare Zeit
dem Stile der Vergangenheit.

Doch sie können auch von Dingen,
die so ganz profan sind singen
und mit unscheinbaren Zeilen
oft Verschwiegenes mitteilen:

- Wenn man in die Zange greift,
und die Kneifzange dann kneift,
so sei einem nicht bange,
denn es ist der Zweck der Zange.
- Drückt man eine Seite ohne
Farbe in der Farbpatrone,
kann man hinterher nichts seh'n.
So kann's geh'n.
- Eine Elster sitzt im Garten,
scheint auf irgendwas zu warten,
blickt nach hier und blickt nach dort.
Und dann fliegt sie fort.
- Ich fühle mich an Glück so reich,
stehe ich auf einem Deich.
Obwohl ich glücklicher noch wär,
blickte ich auf's Land vom Meer.
- Vorausgesetzt und angenommen,
dass wir in den Himmel kommen,
liegt für mich die Frage nah:
Was, zur Hölle, soll ich da?

Und ab diesen Zeilen ändern
sich die Reime nun am Ende.
Und in neuen Sprachgewändern
kommt der Reimform sachte Wende:

- Wer eben sich den Fuß entblößt
um sich zur Ruh zu legen
und diesen sich am Tischbein stößt,
der flucht bestimmt deswegen.
- Untertassen fangen auf,
was über die Tasse schwappt.
Legt man dann Servietten drauf,
sind die Kellner eingeschnappt.
- Erfahren Werte mit der Zeit
eine and're Wertigkeit
ist das zwar manchmal gut und richtig,
doch manchmal negativ gewichtig.
- So vergeht nun uns're Zeit
und sie kehrt nicht mehr zurück.
Sie eint und trägt uns und entzweit,
nimmt mit Freude unser Glück.
- Ihr Lächeln lässt mich schwächeln,
lässt mich zu Boden sinken,
in einer Flut aus heißer Glut
mein schwaches Herz ertrinken.

Damit wäre nun bewiesen:
Man nutzt sinnig seine Zeit,
opfert man sie eben diesen
Stilen der Vergangenheit.

Das Gedicht an sich...

Fersen hat der Mensch am Fuß.
Und reimt er als Liebesgruß
ein Gedicht hinter der Stirn,
hat er Verse im Gehirn.

Wenn die Sätze dann in Reimen
als Gedicht im Hirn aufkeimen,
widmet er's ihm oder ihr,
bringt's in Schönschrift zu Papier.

Ganz am Ende jeder Zeile
hat ein Wort bestimmte Teile,
also Silben. Und die klingen
gleich. (So wie beim Lieder singen.)

Ebenso hat ein Gedicht
Melodie. Und hat's die nicht,
klingt's, wie man's auch dreht und wendet
holprig, falsch und unvollendet.

Sprich: Die Form an sich ist wichtig.
Klingt es schön und rund und richtig,
lese man's und denke dran:
Auf den Inhalt kommt es an.

Kurz notiert

Von draußen dringt
der Stadtkrach,
singt,
hält wach.
Ich schreibe
inspiriert
und treibe
indigniert.

Denn die Stadt pulsiert,
Heiterkeit regiert,
Bars sind frequentiert,
es wird kopuliert,
Leichtigkeit serviert,
ausgehöhlt sinniert.
Kunst wird nummeriert
Politik geschmiert.
Man ist amüsiert,
mancher leicht pikiert,
leicht introvertiert,
durchorganisiert

...und ein Mensch erfriert.

Amerikanische Verhältnisse in Deutschland - von Frankreich aus betrachtet

Alle waren brav am Wählen.
Man beginnt schon auszuzählen.
Rechnerei hat schon begonnen.
Aber keiner hat gewonnen.

Heiter wird nun diskutiert,
wer mit welchem koaliert.

Recht und Freiheit - schön und gut.
Einigkeit, das Lebensblut
schwand bei diesem Aderlass.
Das wird spannend. Wetten, dass...?

Das Kind aus Bagdad, Hiroshima, Saigon...

Wimmernd liegt es auf der Erde,
fleht zu Allah, fleht zum Herrn,
dass es bald erlöset werde.
Doch Erlösung ist so fern.
Unsere Gefühle schwanden,
das Gewissen schweigt wie stumm.
Tarngefleckte Mörderbanden
bringen kleine Kinder um!

Siehst da oben du den Stern,
wie er immer näher rückt?
Jemand hat weit weg von fern
einfach auf den Knopf gedrückt.
Stürzende Raketen singen
Melodien der reichen Welt.
Dass sie endlich Frieden bringen,
hat als Grund man angestellt.

Und nun brennen wieder Hütten,
wieder krachen die Gemäuer,
schwache Menschen zu verschütten.
Wieder lodern hohe Feuer.
Worum geht's? Um Öl? Um Ehre?
Hass, der diese Welt verdirbt?
Das hat nicht die nöt'ge Schwere,
wenn ein einz'ges Kind nur stirbt!

Wenn nur eine Mutter weint,
nur ein Vater, Bruder trauern,
dann ist nichts mehr, wie es scheint,
ahnt man dieses Unrecht lauern.
Euer Trugbild ist gefallen,
und es reift nun schamgerötet
die Erkenntnis in uns allen,
dass ihr kleine Kinder tötet!

Chapitre 5

Was noch zu sagen bliebe...

Gif sur Yvette, le 8 mai 2006

Es war einer jener Momente, von denen man just in dem Augenblick, in welchem man mittendrin steht weiß, dass man ihn nie vergessen wird. Eigentlich war ich an diesem achten Mai nach Gif sur Yvette, dieser beschaulichen und typisch französischen Kleinstadt vor den Toren von Paris gefahren, da an diesem Tag dort Trödelmarkt war. Der achte Mai ist in Frankreich ein Feiertag, muss man dazu wissen. Die Franzosen feiern an diesem Tag das Ende des Zweiten Weltkrieges, ein wahrhaft feiernswertes Ereignis!

Ich schlenderte geruhsam über den Markt in der Hoffnung, billige Comichefte von Hergé und Franquin ergattern zu können, spazierte über die Insel im Schwanenteich, die Sonne suchte sich glitzernd den Weg durch die dichten Baumkronen und Kinder spielten ausgelassen auf dem nahen Spielplatz. Die Enten folgte vom Trubel unbeeindruckt und gelassen der Balz – wie gesagt, es war Mai. Ich schaute dem Treiben etwas belustigt zu als plötzlich eine Musikkapelle zu spielen begann. Eine Prozession näherte sich vom Vorplatz des Rathauses kommend dem Kriegerdenkmal. Trikoloren flatterten im Wind und über die Köpfe der von der Musik angelockten Menschen hinweg konnte ich diese typischen, kreisrunden, französischen Militärmützen, die sogenannten képis sehen.

Gemächlich gesellte ich mich zu den Schaulustigen, die Kapelle setzte aus und ein Colonel der französischen Armee erklimmte die wenigen Stufen vor dem Denkmal. Soldaten, alte Kriegsveteranen, Gendarmen und Feuerwehrleute waren feierlich angetreten. Der Colonel hielt eine kurze, militärische Ansprache über die Toten des Krieges und den Sieg der alliierten Streitkräfte, hieß der achte Mai in Frankreich doch „Tag des Sieges“. Keiner lauschte wirklich seinen Ausführungen und seinen Lobpreisun-

gen und als er nach etwa drei Minuten das Feld räumte, erklimmte wiederum der Bürgermeister, erkennbar an der obligatorischen blau-weiß-roten Schärpe die besagten Stufen. Ich muss gestehen, dass mir schon ein wenig unbehaglich zumute war als einziger Deutscher inmitten einer Menschenmenge, die den Sieg über Deutschland zelebrierte. Doch als der Bürgermeister zu reden begann, verdrängte ich dieses Gefühl und hörte wie übrigens auch alle anderen Versammelten aufmerksam zu. Und was er sagte, erfüllte mich mit einem tiefen Respekt vor diesem Mann.

„Erinnern wir uns daran, dass vor einundsechzig Jahren nicht nur unser Land, sondern auch die Deutschen von einem unmenschlichen Regime befreit wurden! Erinnern wir uns daran, dass nicht nur wir eine fremde Besatzung erlebten, sondern auch Deutschland! Erinnern wir uns daran, dass dieser Krieg durch den Einsatz der widerwärtigen Technik der Atombombe beendet wurde!“

Mir kam es fast so vor, als ob er diese Rede nur für mich geschrieben hatte. Und als er mit ernster Miene endete, lag für einige Sekunden eine heilige Stille in der Luft, in welche nur leises Gemurmel des angrenzenden Trödelmarktes drang. Wie lange wir, die Zuhörer klatschten, weiß ich nicht mehr, ich weiß nur, dass ich der Erste war, der zu klatschen begann. Und als dann die Kapelle drangvoll und martialisch die Marseillaise spielte, lief mir ein kalter, behaglicher Schauer über den Rücken, der mich spüren ließ, dass ich im Grunde meines Herzens kein Deutscher bin. Sicher, ich stand dort mit einem deutschen Pass in der Tasche, der deutschen Sprache besser mächtig als der französischen und doch hatte ich trotz des Feiertages, an welchem Frankreich sich selbst feiert mehr denn je das Gefühl, Europäer zu sein. Und mir wurde bewusst, dass an diesem Tag vor einundsechzig Jahren nicht nur Frankreich, Großbritannien und die Verbündeten gewonnen hatten, sondern Deutschland ebenso.

Weil dieser Krieg endlich vorbei war.

Mein Altar irdischer Himmelsauen...

Wie jeder Teenager sich in einem bestimmten Alter in ein Idol, dessen Bild und Person man nur verschwommen aus Illustrierten und Zeitungen kennt, verliebt, so verliebte auch ich mich seinerzeit schwärmerisch in ein solches unerreichbares Wunderwesen, in diesem Fall eine Französin. Schon immer hatte dieses Land mich fasziniert, doch seither begehrte ich es und je mehr ich mich damit auseinandersetzte, desto mehr erwuchs es zu einem geheiligten Land für mich. Ich lernte wie besessen die Sprache und träumte sehnsüchtig davon, dorthin zu gehen, dort zu leben, zu lieben. Mein erster - nebenbei erwähnt abenteuerlich vagabundischer - Besuch des Landes erschlug mich förmlich, größer und lieblicher war es doch als ich es mir in meinen teils noch kindlichen Träumereien vorgestellt hatte. Doch langsam erwuchs in mir auch die adoleszente Erkenntnis, besagtes Idol niemals persönlich kennen lernen zu sollen. Dennoch blieb meine Liebe zu diesem Land, seinen Leuten, seinen Küsten, Bergen, Hügeln und Feldern, Städten und Dörfern. Immer wieder blickte ich im Geiste über die sonnengefluteten Wiesen und kleinen, altertümlichen Städte hinweg und erschuf mir ein eigenes verklärtes Bild meines Glückes in diesen Gefilden. Es gab nichts romantischeres und somit erstrebenswerteres als dieses Ideal, dieses unerreichbare und zugleich so mühelos zu erreichende Leben. Und der Geist ist stark, der Wille mächtig, denn ich erreichte mein Ziel und lebte in meinem Altar irdischer Himmelsauen. Und es sollte eine glückliche Zeit sein, eine Erfüllung und Bestätigung. Ich war selig und unverletzbar glücklich. Ich hatte das erlebt, wovon ich mein Leben lang geträumt hatte und trug in mir die Gewissheit, das erreicht zu haben, was viele zu erreichen suchen, doch vor sich selbst daran scheitern: ihren Lebenstraum zu leben. Wenn auch nur für kurze Zeit. Und zufälligerweise nur etwa zwanzig Kilometer vom Wohnsitz meiner einstmaligen Angebeteten entfernt.

Douce France

„Douce France, cher pays de mon enfance“ sang Charles Trenet einst. Ich wuchs zwar in Deutschland auf, das „sanfte Frankreich“ war also nicht das „liebe Land meiner Kindheit“. Doch ich erinnere mich genau, wie sehr ich als Kind die Filme mit Louis de Funès geliebt habe. Natürlich wegen Louis de Funès, da war jedoch noch etwas anderes, was mich faszinierte. Es war diese warme Atmosphäre, die alte französische Filme in sich tragen. Es ist etwa so wie in Comicheften von Hergé und Franquin. Der liebevoll arrangierte Hintergrund, das gesamte Ensemble und das nicht im Mittelpunkt stehende indoktrinieren ein schwer zu beschreibendes Gefühl der Vollkommenheit. Das Umfeld, in welchem de Funès seine Possen riss, strahlte eine Botschaft der Leichtigkeit aus. Die Fahrzeuge, Gebäude, Landschaften, all dies gab mir als Zuschauer unterschwellig mehr als die Handlung.

Doch diese Romantik vergangener französischer Filmgranulation existiert fast nicht mehr. Nur selten rattert ein verrosteter R4 durch die von ehrwürdigen und etwas vernachlässigten Stadthäusern gesäumte Boulevards von Paris, so gut wie nie schwebt ein DS 21 erhaben durch die sonnendurchflutete Landschaft der Provence, Gendarmen tragen nicht mehr diese Uniformen, die so aussahen, als seien sie in London oder Edinburgh geschneidert worden, fahren keine HY mehr und Belmondos braune Lederjacke ist wohl längst verrottet.

Und dennoch, in manchen Winkeln lauert es noch, das romantische Frankreich der Wärme und kindlichen Unbeschwertheit. Und in eben diesen Winkeln fühlt man sich wie Gott in Frankreich. „Nein!“ „Doch!“ „Oh!“

Nachwort

Vielleicht mag jetzt mancher bei sich denken, dass dieser nest-beschmutzende Schreiberling doch bei den „Franzmännern“ bleiben soll, wenn es ihm dort besser gefällt. Vielleicht mag jetzt mancher sagen, deutsche Schriftsteller seien dazu da, ihr Heimatland zu preisen und nicht anzuprangern. Mit Verlaub, jene haben mich scheinbar nicht verstanden, jene sehen scheinbar einen Fremden, wenn man ihnen den Spiegel vorhält. Und wenn jene Heines Wintermärchen im Bücherregal stehen haben sollten, empfehle ich, dieses einmal (wieder) zu lesen. Wobei aber noch anzumerken bliebe, dass nicht nur Heinrich Heine ein aufmerksamer Beobachter war.

*„Sagt, ist noch ein Land außer Deutschland,
wo man die Nase eher rümpfen lernt als putzen?“*

Georg Christoph Lichtenberg

Mir ging es nicht darum, das Land, in welchem ich wohlgemerkt durch Zufall geboren wurde, schlecht zu machen. Es ging mir nicht darum, diesem Land, in welchem ich ohne zu hungern und zu frieren aufwachsen durfte. Unrecht zu tun. Worum es mir ging, war durch meinen, nennen wir es trocken „Erfahrungsbericht“ den Blick ein wenig zu weiten, zu zeigen, dass unser Nachbar im Westen nicht so ist, wie manche es noch von ihm denken. Während meiner ganzen Zeit in Frankreich sah ich nur zwei Franzosen mit Baskenmütze. Aber unzählige deutsche Touristen mit Shorts, umgehängter Kamera, Anglerhüten und Sandalen über den Socken. Sind wir nicht alle im Endeffekt nur Menschen mit Sorgen, Ängsten, Freuden, Hoffnungen, Träumen und leider manchen Vorurteilen? Egal, auf welcher Seite des Rheins wir leben? Doch anstatt die Nase zu rümpfen, sollten wir uns lieber an die eigene fassen. Auf jeder Seite des Rheins. Wozu haben wir ein vereintes, wenn auch nur nominell vereintes Europa geschaffen, außer damit sich die Reichen noch mehr bereichern können...?

...Um auch uns selbst zu bereichern, indem wir unseren Blick weiten, unseren Horizont erweitern. Blickt man einmal zurück, so waren Deutschland und Frankreich doch mal ein unter Karl dem Großen geeintes Land. Wie drückt Barbara es so treffend in ihrem Lied aus? „Die Kinder sind genau die gleichen in Paris wie in Göttingen...“

Und unter uns gesagt habe ich gerade eben durch die Distanz zu meinem Mutterland (mein Vater kommt familiengeschichtlich gesehen aus dem heutigen Polen und der heutigen Tschechischen Republik) gelernt, dieses Land mit all seinen Fehlern, Vorurteilen, seiner Kälte, blinden Strebsamkeit, Ordnung und Ernsthaftigkeit - welche die Franzosen nebenbei erwähnt sehr bewundern - zu vermissen. Eben weil es nicht nur aus Fehlern, Vorurteilen, Kälte, blinder Strebsamkeit, Ordnung und Ernsthaftigkeit besteht!

*„Es lebe Deutschland!
Es lebe die deutsch-französische Freundschaft!“*

Präsident Charles de Gaulle 1962 in Hamburg

Danksagung

Merci à Patrick, Cathérine, Justine, Emilie, Gaëlle, Pierre, Benjamin, Frédéric, Julien, François, Marc et Marc, Gérard, Malo, Gilles, David, Silvie, Mathieu, Amadou, Delphine, Nicoletta, Fatima, Anna, Annick, Robert, Philippe, Jocelyn, Gaël, Jean-François...

Merci de m'avoir montré qu'il n'y a plus de frontières.

Ich danke Daniela Reinhardt, ohne deren unermüdliche Mitarbeit dieses Buch ein Antibeispiel für Orthographie und Zeichensetzung wäre.

Ich danke den Mitarbeitern des Cuvillier Verlages für die unkomplizierte Hilfe und schnelle Verwirklichung dieses Buches.

Ich danke Susanne, meinen Eltern und Geschwistern.

Ich danke Alexander, Andreas, Basti, Benni, Christina, Daggi, David, Edgar, Georg, Hendrik, Henning, Jens, Karsten, Marko, Martin, Matthias, Melanie, Robert, Stephan, Stephan und Tim.

Ich danke Martina!

Der Autor

Christoph Gerhard kam im Sommer des Jahres 1977 im mittelhessischen Lich zur Welt. Zwanzig Jahre später erlangte er nach dem klassischen Bildungsweg die Allgemeine Hochschulreife. In dieser Zeit hatte er mehrere Auftritte als Gitarrist und Sänger irischer und schottischer Volksmusik sowie eigener Kompositionen. Von 1997 bis 1998 leistete er seinen Ersatzdienst in der individuellen Schwerstbehindertenbetreuung einer integrativen Kindertagesstätte ab. Anschließend folgte seine Berufsausbildung zum Feinoptiker, die er im Sommer 2000 abschloss. Von 2000 bis 2002 war er als Facharbeiter und Ausbildungsbeauftragter in einem Unternehmen der feinoptischen Industrie tätig. Zum Wintersemester 2002 nahm er das Studium der Präzisionsfertigungstechnik in Göttingen auf. Seine Diplomarbeit schrieb er im Frühjahr und Sommer 2006 an einem Forschungsinstitut in Frankreich und beendete sein Studium im Herbst desselben Jahres. Zur Zeit arbeitet er als Diplomingenieur in Südniedersachsen.

Nach seinem Erstlingswerk „Stärker als die Zeit“ (2002), dem Epos „Noireen“ (2003) und dem Gedichtband „Haus der Zeit“ (2004) stellt der vorliegende Band sein viertes Buch dar.

Christoph Gerhard ist Mitglied des *Bundesverbands junger Autoren e.V.*, der *Deutschen Physikalischen Gesellschaft e.V.*, der *Société Française d'Optique* sowie Mitglied und Gründer des *Projektes Wissenschaftlich-Kultureller Austausch Île-de-France-Niedersachsen*.

„Gerhard erinnert stark an Erich Kästner und an Heinz Erhardt, aber ohne deren Gedankengut zu adaptieren oder gar zu stehlen.“

Warsteiner Anzeiger

Bildnachweis

Titelseite:

„La Grande Maison“, die alte Mühle im Stadtpark
von Bures-sur-Yvette

(Christoph Gerhard)

Rückseite:

„Promenade de l'Yvette“ in Palaiseau

(Christoph Gerhard)

Portraitfoto

(Justine Boudeile)

